

FESTREDE

Wissen, Nichtwissen und trotzdem handeln

Weshalb die Dampfmaschine der Startschuss zur Zerstörung des Planeten war und die Einführung von Papiergeld den Wachstumswang begründete – oder: ein Plädoyer für mehr aufgeklärten Dilettantismus.

VON MARCEL HÄNGGI

«Habe nun, ach, Philosophie, Juristerei und Medizin / Und leider auch ...». Sie wissen schon. Und denken vielleicht: Um Himmels willen, jetzt kommt der und zitiert Goethe – und von Goethe ausgerechnet «Faust» – wie unoriginiell! Sie haben natürlich recht. Aber wenn ich hier als einer, der sich nie als Wissenschaftler verstanden und weder Philosophie, Juristerei noch Medizin studiert hat, einen akademischen Titel entgegennehmen darf, fühle ich mich natürlich ein wenig im Legitimationzwang. Und da dachte ich: Goethe geht immer.

Heute fühle ich mich auch ein wenig befugter, aus «Faust» zu zitieren, denn: «Heisse Magister, heisse Doktor gar» – «Heisse Magister, heisse Doktor gar» – «Und ziehe nun schon in die ehre Jahr / Heraus, herab und her und krumm / Meine Schüler, an der Nase herum, / Und wisser, das wir nichts wissen können / Das will mir schier das Herz verbrennen.»

Schneckenkreisen mit Mephisto

Um die Frage des Wissen-Könnens will ich heute kreisen. Auch als Wissenschaftsjournalist habe ich mich der Annassung von Wissen schuldig gemacht und mal über Teilchenphysik, mal über Kunstgeschichte geschrieben. Als Journalist masse mich auch an die Wissenschaft schlechte Wissenschaft zu nennen: Journalismus muss immer kritisch sein, ob er Politik schreibt oder über Wirtschaft oder über Wissenschaft. Sie werden nicht sehr überrascht sein, wenn ich Ihnen sage, dass man als Wissenschaftsjournalist viel schlechte Wissenschaft zu sehen bekommt. Ich will also um die Frage des Wissen-Könnens kreisen, ein weitem Schneckenkreise, so wie Mephisto, als er, in Gestalt eines Pudels, Faust zum ersten Mal begegnet. Es ist eine Bewegung, die wenig Rücksicht auf Gärten und Gartenanlagen lässt. Inhaltlich kreise ich um das Thema, das mich am meisten umtreibt: Nachhaltigkeit – also die Frage, wie unsere Lebensgrundlagen bewahren können. Und wenn ich mich das so sagen höre, denke ich: Ginge es nicht auch eine Nummer kleiner?

Tatsächlich würde ich mich ab und zu lieber mit Schmetterlingen befassen, würde lieber sagen wir, «Metaphern der Unbeschwertheit im Spätwerk Georg Büchners» schreiben. Aber das scheint mir dann manchmal ein wenig frivol, besonders in einer Zeit, in der wissenschaftliche Fachartikel so beginnen wie der vor einem Monat publizierte «2024 State of the Climate Report», dessen erste Sätze lauten: «Wir sind in einer Phase einer unumkehrbaren Klimakatastrophe. Es steht ausser Zweifel, dass dies ein globaler Notstand ist.»

Geld, Magie und Wachstumswang

Ich ziehe meine Schneckenkreis nun ein wenig erde, bleibe aber noch einen Moment beim Scherz und werde auch noch ein wenig über den Weltweit ich «Faust II» verstanden habe, verdanke ich zu guten Teilen der wunderbaren Interpretation der vor sechs Jahren verstorbenen Ökonomen Hans Christoph Binswanger: «Gold und Magie.»

Binswanger vertrat ein paar unkonventionelle Ansichten. Das er als FDP-Politiker ein moderner Geldwirtschaft besser verstanden als Adam Smith. In «Gold und Magie» vertritt die These, die Ökonomie sei die Fortsetzung der Magie mit ein

deren Mitteln. Binswanger beobachtet, dass sich in der frühen Neuzeit die europäischen Fürstenhöfe Alchemisten hielten, die ihnen Gold machen sollten. Im frühen 18. Jahrhundert jagte dann der französische Könighof die Alchemisten in dem Moment zum Tod, als er einem Ökonomen einigete: den zum Tod verurteilten Glücksspieler und Spielbetreiber John Law. Er vertraute Law königliches Kapital an, um die Banque générale zu gründen, die Papiergeld herausgab, eine Private Partnership mit weitreichenden Privilegien. Law gründete auch die Compagnie du Mississippi, die viele Pariserinnen, die deren Aktien kauften, innerer kurzer Zeit sehr reich machte – wobei diese ihren Reichtum 1720, als die Blase platzte, in noch kürzerer Zeit wieder verloren. Um nicht am nächsten Laternenpfahl aufgehängt zu werden, flüchtete Law aus Paris.

Die Vorstellung, dass sich die überlegene Technik auf dem Markt durchsetzt, ist ein Mythos.

«In «Faust II» ist es der als Hofnar verkleidete Mephisto, der dem Kaiser, der plette ist, aus der Patsche hilft, indem er das Papiergeld erfindet. Von einem Tag auf den anderen ist der Kaiser seine Schulden los. Er lässt einfach Gold drucken. Neu am Papiergeld ist, dass man nicht nur Wert, den man besitzt, sondern auch Wert, den man dereinst besitzen wird, zum Zahlen benutzen kann.

Nachdem es den Alchemisten nicht gelungen war, Gold zu schaffen, schuf Mephisto Geld, das durch das Gold gedeckt war, das noch unter dem Boden lag. Volher müsste man Gold zuerst ausgraben; jetzt konnte man noch ausgrubendes Gold zum Zahl einsetzen. Aber damit das nicht wie bei John Law endete, musste man tatsächlich etwas ausgraben – nicht unbedingt Gold; Kohle (und später Erdöl) passte auch.

Kurzum: Man musste Mehrwert schaffen. Die Geldwirtschaft, sagt Binswanger, brachte den Kaiser, der plette ist, aus der Patsche. Goethe hat «Faust II» 1832, kurz vor seinem Tod, fertig geschrieben, am Anfang des Zeitalters der fossilen Energien, und er beschreibt hellisch die zentrierende Dynamik, die die Wachstumswirtschaft auslöste. Die kapitalistische Dynamik, die alles plattmacht, was sie sich entgegenstellt, kulminiert in der Geschichte von Philemon und Baucis, die in ihrem Häuschen in bescheidener Subsistenzwirtschaft leben und Faust im Wege stehen. Faust beauftragt Mephisto, ihm das Paar aus dem Wege zu schaffen. Mephisto fackelt die Hölle von Philemon und Baucis kurzerhand ab – samt ihren Bewohnern.

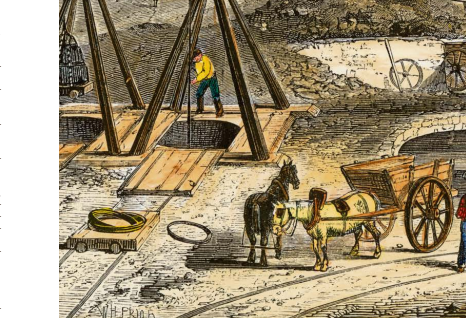
Die rabenschwarze Pointe folgt, als Faust, alt und schmerzleidend, würde lieber aus dem Häuschen, das seien die Baubearbeiter für sein Entwässerungswerk. Entzückt rief er aus: «Es kann die Spur von meinen Eidgenaten / Nicht in Aonen untergehen!» Tatsächlich aber hat Mephistos Gehilfen, die ihm sein Grab schaufelten.

Und es gibt eine noch bitterere Pointe, von der Goethe nicht wusste konnte. Heute bedroht der Meeresspiegelanstieg die Entwässerungswerke an den Küsten – und es wird keine Aonen gedauert haben, bis sie untergehen.

Technik wird uns nicht retten

Ich will sich aber meinen Schneckenkreis noch erde, ziehe mich ein wenig über den Weltweit ich «Faust II» verstanden habe, verdanke ich zu guten Teilen der wunderbaren Interpretation der vor sechs Jahren verstorbenen Ökonomen Hans Christoph Binswanger: «Gold und Magie.»

Binswanger vertrat ein paar unkonventionelle Ansichten. Das er als FDP-Politiker ein moderner Geldwirtschaft besser verstanden als Adam Smith. In «Gold und Magie» vertritt die These, die Ökonomie sei die Fortsetzung der Magie mit ein



Es zählt nicht, wie schnell wir die erneuerbare Energieversorgung ausbauen, sondern einzig, in den 1850er Jahren. HOLZSCHNITT: A&G

schrift etwa der Fotoalka oder anderer «sauber»-Techniken würde uns von allen retten. Die Dampfmaschine hat das fossilenenergetische Zeitalter begründet: Sie war so etwas wie der Startschuss zum Zerstörungsweg, das wir am Erdenergieanwendungen keineswegs überlegen. Sie löhnten sich weit in England, und zwar wegen einer (unabbeachtlichen) staatlichen Förderung. Die politische tonangebenden Landbesitzer – die Lords – sorgten mit Gesetzen dafür, dass die Getreidepreise so hoch blieben. Getreide war, als Pferdewidder, die Primärenergie der Konkurrenztechnik zur Dampfmaschine des Pferdegipfels.

Damit kommen wir zum wichtigsten Mythos, den die Dampfmaschine widerlegt: die Vorstellung, neue, bessere Techniken würden alle schlechteren verdrängen. Die Dampfmaschine hat die Menschen nicht von mühseliger körperlicher Arbeit befreit – im Gegenteil: In den fast hundert Jahren zwischen James Watts Neuerfindung der Dampfmaschine und der Abschaffung der Sklaverei in den USA 1865 versachfachte sich die Zahl der Sklavinnen in den USA.

Das ist ein typisches Muster in der Technikgeschichte: Ein vermeintliches Substitut ersetzt seine Vorgängertechnik nicht nur nicht, sondern tritt zu ihr hinzu und vermehrt sie gar. Am meisten kenne ich verbrannte die Menschheit nicht im Kohlezeitalter, dem 19. Jahrhundert, sondern im Jahr 2023.

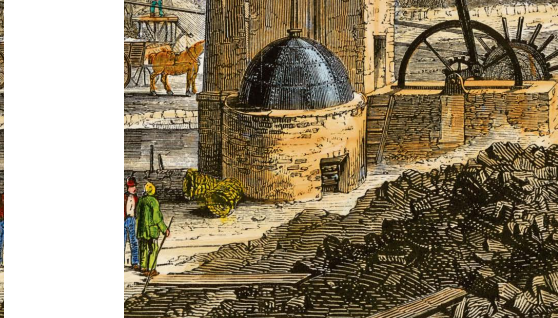
Und damit komme ich zu meinem politischen Engagement: Am Anfang stand die Erkenntnis, dass für die Begrenzung der Klimakrise nicht zählt, wie schnell wir die erneuerbare Energieversorgung ausbauen, sondern einzig, wie schnell wir die fossile loswerden, und dass das eine nicht automatisch zum anderen führt. Wir riskieren, dass wir die erneuerbaren Energien am Ende nicht anstelle der fossilen, sondern zusätzlich zu ihnen nutzen.

Das war eigentlich die Hauptbotschaft, die ich in die Politik einbringen wollte. In dieser Hinsicht bin ich gescheitert.

Wie resilient ist die Gesellschaft?

In meiner jüngsten Arbeit befasste ich mich mit Recht. Ich habe als Dilettant gearbeitet, als einer, der eben nie Juristerei studiert hat. Ich bin gerne Dilettant – ein Schneckenkreiser ohne viel Respekt gegenüber Gärtnern und Gartenzüchtlern. Allerdings habe ich schon den Anspruch, mich um das beste verfügbare Wissen zu bemühen und mir der Politik ein wenig praktische Richtung die Frage, wie die gesellschaftlichen Systeme als Ganze die Schocks schwerer Umweltkrisen überstehen können.

Ein anderer Mythos ist die Vorstellung, dass sich die überlegene Technik auf dem Markt durchsetzt. Die erste Dampfmaschine waren anderen



wie schnell wir die fossile loswerden: Kohleförderung mit Dampfkraft im englischen Staffordshire

Academia kritisiere, wenn ich als Nichtphysiker über Teilchenphysik schreibe, wenn ich als Nichtjurist unsere Bundesverfassung kritisch analysiere, eine gute ist. Wohl machte ich mich mit meiner kritischen Aussensicherheit nicht immer beliebt, aber viele Leute, denen ich ins Gärtnchen trat, reagierten nicht verärgert, sondern interessiert. Gerade der dilettantische Blick von aussen vermag mitunter etwas zu sehen, was Fachleute nicht sehen.

Meiner These, wir bräuchten mehr guten kognitiven Dilettantismus, begegnete ich in meiner jüngsten Arbeit in den Berichten des Weltklimarats IPCC wieder. Und so versuche ich nun, zu einer Synthese zwischen den beiden Zentren meines Kreizens zu gelangen: dem Wissen-Können und der Nachhaltigkeit.

Ich habe mich zuletzt mit der Frage befasst, was Gesellschaften in den gegenwärtigen und kommenden Krisen widerstandsfähig macht. Denn um nachhaltig zu sein, genügt es nicht mehr, die Umwelt zu schützen. Wir müssen auch uns und unsere Institutionen vor der Umwelt schützen, wenn diese aus den Fugen gerät. Die Verhinderung einer eptfählichen anthropogenen Störung des Klimasystems, wie es das Uno-Rahmenabkommen zum Klimawandel von 1992 anstrebt, haben wir schon verpasst. Nachhaltigkeit muss heute deshalb auch danach fragen, wie man Resilienz schafft. Dazu haben wir uns im Übereinkommen von Paris völkerrechtlich verpflichtet.

Vielleicht zucken einige von Ihnen zusammen, wenn ich «Resilienz» sage, denn dieser Begriff leidet wie die «Nachhaltigkeit» unter seiner inflationären Verwendung. Ich halte aber beide Konzepte für zu wertvoll, um sie aufzugeben. Man muss auf ihrer Bedeutung beharren.

Ich versuche gesellschaftliche Resilienz als die Fähigkeit sozialer Systeme, sich zu transformieren, ohne ihre Funktionsfähigkeit als System zu verlieren. Wenn man von Anpassung spricht, meint man meist Dinge wie Hochwasserversicherungen, Unwetterwarnsysteme oder die Züchtung trockenresistenterer Nutzpflanzenarten. Es stellt sich aber bei heute in der Politik noch praktisch niemand die Frage, wie die gesellschaftlichen Systeme als Ganze die Schocks schwerer Umweltkrisen überstehen können.

Hier ist unser Wissen wenig robust. Wir wissen zwar Unheimlich genau, was wir

unserem Planeten gerade anrichten, aber wir wissen sehr wenig über die Zukunft unserer Gesellschaften. Zukunft hatte immer schon die Eigenschaft, unbekannt zu sein, aber einer Epoche, in der wir Menschen unsere Lebensbedingungen Imert Jahren jenseits so sehr verändern, wie es sonst nur in geologischen Zeiträumen geschieht, ist die Zukunft noch viel ungewisser.

Immer wieder nachjustieren

Resilienz schaffen im Zeitalter des Anthropozäns heisst immer auch Handeln unter den Bedingungen sehr unvollständigen Wissens. Was der IPCC-Bericht über die klimarelevanten Entwicklung sagt, ist einmügendes, aber abstrakt, aber immerhin. Erstens braucht es systemische Transformationen statt Symptombekämpfungen und als Grundlage dafür erst einmal ein Systemverständnis.

Zweitens braucht es einen adaptiven Umgang mit Nichtwissen. Es braucht keine perfekten Lösungen – solche gibt es nicht (man kann die Klimakrise nicht «lösen») – sondern die Fähigkeit, unperfekte Lösungen immer wieder nachzujustieren. Drittens gilt es, eine Vielzahl von Perspektiven und Wissensformen, darunter namentlich indigene, zu berücksichtigen. Es war salopp gesagt: Es braucht eine grosse Portion Dilettantismus.

Damit mein Schneckenkreis ein Kreis sei, will ich mit Goethes «Faust»-enden. Letztes Jahr war ich im Abstimmungskampf für das Klimagesetz engagiert; mein Hauptgegner war der Walliser SVP-Nationalrat Michael Graber. Nach meinem Sieg und seiner Niederlage wollte ich ihn kennenlernen und portraituren. Zu meiner Überraschung sagte er zu. Wir sprachen sehr lange. Und wir sprachen über «Faust».

Sie erinnern sich an Binswangers Lektüre von der kapitalistischen und Wachstumswirtschaft, die plattmacht, was sich ihr entgegenstellt – bis hin zu Philemon und Baucis. Als Goethe seine Arbeit an «Faust II» beendete, hatte die Ara der fossilen Energien gerade begonnen – jene Ara, deren Ende ich beschreiben wollte, wogegen sich wiederum Michael Graber wehrte. Am Ende unseres Gesprächs sagte er: «Ich glaube, wir brauchen einen aufgeklärten Dilettantismus. Und ich darf heute sagen, dass meine Erfahrung, wenn ich als Nichtakademiker

MOHAMMAD RASOULOF

In Geiselhaft

Mohammad Rasoulouf sass im Gefängnis, als in Teheran die Frauen auf die Strasse gingen. In seinem neuen Film «The Seed of the Sacred Figs» verdichtet er den feministischen Aufstand von 2022 zum Kammerstück.

VON FLORIAN KELLER

Wehe dem, der seinen Glauben verliert! Der Vater im Film sagt das einmal zu seinen jugendlichen Töchtern, ganz beiläufig, aber es ist unverkennbar als Drohung gemeint. Doch der Satz fällt auch auf ihn selbst zurück, den frisch beförderten Untersuchungsrichter, der seinen eigenen Kindern nicht mehr traut. Denn auch wenn er das natürlich anderen gemeint hat. Auf seine Töchter bezogen, ist er es selbst, der den Glauben verliert.

In gewisser Weise hat auch Mohammad Rasoulouf, der Regisseur von «The Seed of the Sacred Figs», den Glauben verloren. So viele Jahre habe er gekämpft, um weiter im Iran arbeiten zu können, sagt er im Gespräch am Filmfestival in Locarno. Doch jetzt sei es für ihn schlicht unmöglich geworden, dort zu bleiben. Seit 2020 wurde er von iranischen Regime immer wieder drangaliert und eingewickelt, wiederholt wurde er mit Ausreisepässen belegt und auch zu Haftstrafen verurteilt. Den Goldenen Bären für seinen vorletzten Film, «There Is No Evil» (2020), konnte er deshalb nicht persönlich entgegennehmen.

Trotzdem hat Rasoulouf seine Filme bis zuletzt weiterhin im Iran gedreht, mit europäischen Geld und meist klandestin, unter dem Radar der Behörden. Nach der Weltpremiere von «The Seed of the Sacred Figs» in Cannes, 2024, wurde er im Iran verhaftet und in Haft gebracht. Er ist der 52-jährige nicht mehr in den Iran zurückgekehrt. Er lebt seither im Exil in Hamburg, wo er Familie und Verwandte hat und deshalb schon länger auch einen zweiten Wohnsitz hatte. Heimat, sagt er jetzt auf Farsi, sei ja nichts rein Geografisches, sondern etwas, das man sich selbst aussuchen muss. So habe er sich eine Familie langsam in die Exilalation – und wartet zuletzt noch mit einem atemberaubenden Finale auf, das man schon jetzt unter die grossen kinematischen Showdowns der Filmgeschichte zählen darf. Im helllichten Tag entspinnt sich das eine labyrinthinische Verfolgungsjagd in abgeklärter Buisenlandschaft, spektakuläre Filme benennt: «Sarsapordagi» ist Farsi für Treue, Ergebenheit oder Aufopferung – wobei es eben, ganz wörtlich übersetzt, so viel bedeudet wie sein Hirn oder seine Kopfhaut, was einem andern überlassen. Auf Farsi iman (Missagh Zareh) übertragen: Als Untersuchungsrichter hat er seinen Verstand in die Hände des Regimes gelegt. Er verkörpert den besten Glauben an das System, dem er ergeben dient und dem er seinen sozialen Auftrieb, seinen Wohlstand verdankt. Und nicht nur er: Seine Frau hofft erst mal auf einen Geschirrspüler und bald eine grössere Wohnung.

Zwischen den Fronten

Draussen jedoch erheben sich Proteste, die brutal niedergeschlagen werden. Es ist Herbst 2022 in Teheran, die Zeit der Kundgebungen im Zeichen von «Frau, Leben, Freiheit». Die Töchter empfangen auf ihren Handys ganz andere Perspektiven auf das Geschehen, als was im Fernsehen als Wahrheit ausgegeben wird. Und als die ältere der beiden heimlich eine schwer verletzte Freundin nach Hause bringt, die von der Polizei festgenommen wurde, ist der Ort dieser bürgerlichen Familie ins Wanken. Mutter Najmeh (Soheila Golestan) verzart die junge Frau zwar notdürftig, aber zu mehr barmerzigkeit kann sie überhaupt nicht werden. Später versucht sie noch lange, zwischen den Fronten zu vermitteln: hat gegen ihre Tochter eine Petition gegen den Staat verfasst, um dem Staatsdiener auch seine Dienstwaffe abhandeln, ermittelt Imam bald gegen seine eigene Familie.

Er solle doch, so rät ihm sein Vertrauensmann im Büro, seine Töchter von einem psychologischen geschulten Kollegen verborgen lassen. Und so, wie Rasoulouf diese männlichen Rollen befreit hat, erschreien sie überbaut nicht wie Schergen eines unmenschlichen Systems. Ganz gewöhnliche Typen sind das, sehr ernst und beflissen, es klandestin, was sie bei ihm zu tun sein. Und der Verbessehrisidant, ein Freund der Familie in Blaujeans und Turtleneck, wirkt in seinem Habitus wie ein Psychotherapeut.

Er finde «Faust» grossartig, und «Märchen» sei genau der Punkt, sagt Rasoulouf: «Man kann sich in jedem System in den Dienst der Macht erfinden – faust grossartig, und «Märchen» komme ich mir als Walliser vor wie Philemon und Baucis.»

wenn man sich der Macht unterwirft, sondern man ordnet sich dieser Ideologie unter, um bestimmte Interessen zu sichern». Es sei doch interessant, so Rasoulouf weiter, wenn man sich das Verhältnis des Gostestsats Iran zu China und Russland anschau: «Ideologisch stehen sich diese Länder eigentlich absolut unverträglich gegenüber. Trotzdem sind sie politische Verbündete – weil sie eben gemeinsame Interessen haben.»

Ordnung um jeden Preis

Auch der Vater in «The Seed of the Sacred Figs» beruft sich vorzüglich auf Gott. Aber er tut es im Interesse dessen, der um jeden Preis die Ordnung wahren will, die seinen Status sichert – wofür er letztlich sogar seine eigene Familie in Geiselhaft nimmt. Dieses abgleiten in die Farnaoja zeigt Rasoulouf weitgehend als Kammerstück, weil er wusste, dass er wiederum nur heimlich ins Freie drehen können. Was sich in den privaten Kameran seiner Familie abspielt, ist politisch – ein kleiner Spiegel des grossen feministischen Aufstands, der sich draussen anbahnt. Und immer wieder streut Rasoulouf auch authentische Handvideofuss von der Niederschlagung der Proteste ein, gleichsam als dokumentarische Begleitung der Fiktion.

Vom subversiven Witz, mit dem ein Jafar Panahi beiläufig die Zwänge des iranischen Regimes vorführt, ist dieser epische Thriller denkbar weit entfernt. Mohammad Rasoulouf erzählt ganz klassisch und nicht nur subtil: die Schreckkugeln, die in Zeitalte im Spüßbaden landen, die verschwendete Pistole als symbolische Kastration des Patriarchats. So teilt er diese Familie langsam in die Exilalation – und wartet zuletzt noch mit einem atemberaubenden Finale auf, das man schon jetzt unter die grossen kinematischen Showdowns der Filmgeschichte zählen darf. Im helllichten Tag entspinnt sich das eine labyrinthinische Verfolgungsjagd in abgeklärter Buisenlandschaft, spektakuläre Filme benennt: «Sarsapordagi» ist Farsi für Treue, Ergebenheit oder Aufopferung – wobei es eben, ganz wörtlich übersetzt, so viel bedeudet wie sein Hirn oder seine Kopfhaut, was einem andern überlassen. Auf Farsi iman (Missagh Zareh) übertragen: Als Untersuchungsrichter hat er seinen Verstand in die Hände des Regimes gelegt. Er verkörpert den besten Glauben an das System, dem er ergeben dient und dem er seinen sozialen Auftrieb, seinen Wohlstand verdankt. Und nicht nur er: Seine Frau hofft erst mal auf einen Geschirrspüler und bald eine grössere Wohnung.

Der Unbeugsame

Mohammad Rasoulouf, geboren 1972 in Schiraz, studierte Soziologie in Teheran. Mit dem Korruptionsdokument «A Man of Integrity» (2017), seinem sechsten langen Spielfilm, gewann er die Nebensektion «In Certain Regards» in Cannes, drei Jahre später folgte in Berlin der Goldene Bär für «There Is No Evil» (2020). Zuletzt entzog sich der Regimekritiker einer mehrjährigen Haftstrafe, indem er sich vor der Weltpremiere von «The Seed of the Sacred Figs» in Cannes nach Deutschland absetzte, wo er heute lebt.

«The Seed of the Sacred Figs». Regie und Drehbuch: Mohammad Rasoulouf. Deutschland/ Iran 2024. Jetzt im Kino.